



Leseprobe

Christian David

Mädchenauge

Kriminalroman

ISBN (Buch): 978-3-552-06208-5

Weitere Informationen oder Bestellungen unter

<http://www.hanser-literaturverlage.de/978-3-552-06208-5>

sowie im Buchhandel.

Samstag, 12. Juni

I

Das Wissen, zweimal ungestört gemordet zu haben, bestärkte ihn in seinem Glauben, ein Auserwählter zu sein. Zuversicht, Selbstvertrauen und Hass erfüllten ihn.

Mitten im dicht verbauten Häusermeer von Wien lebte ein Mensch, der ganz anders empfand als seine Nachbarn.

Aufrecht stand er an diesem Abend in seinem hell erleuchteten Schlafzimmer. Durch die herabgelassenen Rollbalken waren die Fenster nach außen abgedichtet. Vor einem großen Spiegel posierend und komplett in Schwarz gekleidet, unterzog er sein Kostüm einer letzten Kontrolle. Der von der hohen Decke hängende Luster spendete reichlich Licht. Und damit seiner Aufmerksamkeit wirklich nichts entging, war der scharfe Strahl einer Stehlampe zusätzlich auf ihn gerichtet.

Es ist gerecht, jene zur Verantwortung zu ziehen, die gesündigt haben.

Er war sich selbst der beste Freund. Bei sich musste er das Spiel der Masken und der permanenten Verstellung nicht mitmachen, dem er sonst unterworfen war.

Zur Gerechtigkeit gehört die Strafe. Durch sie wird die verletzte Ordnung wieder geheilt.

Was er sah, gefiel ihm. Jacke, Hose und Stiefel waren aus schwarzem, matt glänzendem Leder gefertigt, das seiner Erscheinung die angemessene Härte verlieh.

Ich fälle das gerechte Urteil und vollstrecke es.

Er stülpte den schwarzen Helm über seinen Kopf und schob das geöfnete Visier nach unten.

Die Verführung durch die Schlange bewirkte die erste Sünde. Ihretwegen mussten Adam und Eva den Garten Eden verlassen.

Aus dem Futteral zog er liebevoll das stählern schimmernde Militärmesser und strich mit der Fingerkuppe vorsichtig über dessen Klinge.

Zum Schlechten zu verführen ist schlimmer als lediglich Böses zu tun. Verführung ist die Methode des gefallenen Engels. Man muss sie bekämpfen und auslöschen.

Die Waffe war gewählt, die Mission stand fest. In dieser Welt oblag es ihm, Richter und Vollstrecker zu sein. Davon war er überzeugt.

Er verstaute das Messer im Futteral, steckte es zusammen mit dem Klebeband in eine Jackentasche und löschte die Lichter. Mit dem Gefühl aufkeimender Vorfreude stürmte er die geschwungene Treppe hinab.

Als er ins Freie trat, umfing ihn die paradiesische Wärme des Sommerabends. Er atmete tief ein und fühlte, wie die Erregung in ihm wuchs. In Gedanken flog er seinem Ziel entgegen. Er konnte es kaum noch erwarten.

*

Wild und unberechenbar strömte die Donau einst durch Wien. Bis man sie zähmte und in ein auf dem Reißbrett gezogenes Flussbett zwängte.

Als schämte man sich für diesen Akt der Domestizierung, verbannte man den Fluss in den Norden von Wien. Breit und belanglos ließ man die Donau dort vor sich hin fließen. Weder prunkvolle Uferpromenaden noch spektakuläre Brücken waren ihr vergönnt, bloß Zweckarchitektur wurde geduldet. Doch schien man einen letzten Rest der alten Herrlichkeit bewahren zu wollen und schuf den Donaukanal, der beinahe mitten durch Wien verlaufen durfte. Nie wurde er, wie die Seine in Paris oder die Moldau in Prag, elementarer Bestandteil der urbanen Landschaft. Der Donaukanal verkam zur bloßen Schneise, zum langweiligen Störenfried, den man zur Strafe dafür, dass er an üppigere Zeiten gemahnte, zwischen graue Betonwände pferchte. Zusätzlich eskortierte man den Fluss mit mehrspurigen Durchzugsstraßen, um trotzige Flanierversuche abzuwürgen.

Erst spätere Generationen entdeckten den Freiraum, den der Kanal bot. Anfangs rückten sie mit ihren Skateboards an, später, inzwi-

schen älter geworden, mit Hunden oder Kindern. Die Gastronomen folgten, eröffneten Lokale und inszenierten im Sommer eine mediterrane Strandatmosphäre an beiden Ufern. Die Gegend gewann eine Verspieltheit zurück, die man ihr einst mit allen Mitteln hatte austreiben wollen.

In diesem Jahr, das bald im Zeichen der Frauenmorde stehen sollte, hatten die Wiener eine nicht enden wollende Periode heftiger Unwetter und eisiger Temperaturen durchleiden müssen. Erst vor vier Wochen war die Hitze über die Stadt gekommen, seitdem konnte wieder unter freiem Himmel gegessen, getrunken und geflirtet werden. Was nun auch eifrig getan wurde, so als gelte es, die verlorene Zeit aufzuholen.

Unmittelbar am Kanal, nahe der alten Urania-Sternwarte, war eine großzügig dimensionierte Bar errichtet worden. Es gab eigens importierten Meeressand, auf dem elegante Liegestühle und italienische Sonnenschirme gruppiert waren. Jung, schön und zahlungskräftig sollten die Gäste sein, die sich hier niederließen. Den ihnen angemessenen Soundtrack lieferten DJs bis spät in die Nacht, wenn die Lichter der Stadt milder wurden und die Sterne am Himmel zu erkennen waren.

Gegen dreiundzwanzig Uhr trafen dort vier Frauen und fünf Männer ein, alle um die zwanzig. Betont leger gekleidet, die Herkunft aus braven Bürgerhäusern konnten die Studenten dennoch nicht verleugnen. Übermütig diskutierten und lachten sie, tranken Bier, Wein oder Cocktails. Ihre Gesichter waren hübsch und glatt, Mimik und Gestik von sorgloser Unbeschwertheit geprägt. Private oder berufliche Kränkungen hatten sie noch nicht gedemütigt.

Eine halbe Stunde nach Mitternacht erhob sich ein Mädchen aus der Runde. Sie habe einen langen Tag vor sich, verkündete Magdalena Karner und schnitt eine missmutige Grimasse.

»Übermorgen habe ich die große Prüfung, genau genommen schon *morgen*«, sagte sie, während sie sich nach ihrer Handtasche bückte. »Ich muss wirklich bis zum letzten Moment lernen, sonst wird es heikel.«

»Das heißt aber jetzt nicht, dass du uns schon verlassen willst,

Lena?«, fragte einer der jungen Männer mit provokantem Unterton und nahm einen Schluck aus seinem Rotweinglas.

»Leider schon«, gab Magdalena zu und lachte kurz auf, als wäre sie bei einer peinlichen Lüge ertappt worden.

Sofort hagelte es Proteste. Die Freunde spielten Empörung und versuchten, sie zum Bleiben zu überreden: »Das ist echt schade, Lena ... Nur eine halbe Stunde noch, darauf kommt's garantiert nicht an ... Am Tag vor der Prüfung soll man gar nicht mehr lernen, sondern nur chillen ... Sicher bist du ohnehin schon perfekt vorbereitet ...«

Es half natürlich nichts, aber das wussten die Freunde. Magdalena ließ sich niemals zu etwas bewegen, von dem sie nicht vollkommen überzeugt war. Eine minutenlange Abschiedszeremonie wurde zelebriert, es wurde umarmt und geküsst.

Magdalena stakste durch den Sand davon. Hinter sich hörte sie die Stimmen jener, die diesen Samstagabend weiter genießen konnten. Für einen kurzen Augenblick bedauerte sie den frühen Abschied.

Sie dachte an die verliebten Paare, die sie gesehen hatte. Und daran, wie allein sie sich gefühlt hatte, obwohl sie in Gesellschaft gewesen war.

Wie immer in solchen Situationen versuchte Magdalena, sich auf die Realität zu konzentrieren. Auf das Machbare. Ihr Medizinstudium wollte sie zielstrebig absolvieren. So wie sie es geplant und den Eltern versprochen hatte. Ihre Ziele umfassten ein erfolgreiches Studium, eine erfolgreiche Karriere, ein erfolgreiches Leben. *Erfolgreich* war das magische Wort. Es schien ihr von einem Zustand größtmöglicher Erfüllung zu künden, der jedoch erst verdient werden musste. Durch Arbeit und Fleiß.

Diese moralische Komponente gefiel ihr. Die Vorstellung, einem Menschen könnte das Glück in den Schoß fallen, verachtete sie. Alles im Leben müsse angestrebt und unter Mühen erworben werden, gegen jegliche Widerstände. Davon war Magdalena überzeugt. Ausschließlich das auf diese Art Erreichte hielt sie für wertvoll.

Um den Grund für ihre Haltung zu erkennen, hätte sie in die eigene Vergangenheit zurückkehren müssen. Bis zum schmerzlichen

ten, dunkelsten Punkt, der ihr Vertrauen in die Mitmenschen und eine von guten Geistern bestimmte Welt unrettbar ruiniert hatte.

Magdalena kletterte die enge Treppe hinauf und nahm den direkten Weg entlang der vielbefahrenen Straße oberhalb des Donaukanals. Einer jener für Wien typischen leichten Winde wehte durch ihre lockigen braunen Haare und ließ ihr blaues Sommerkleid flattern. Autos brausten an ihr vorbei, und sie erschrak, als plötzlich wild gehupt wurde und hämmernde Beats vorbeidröhnten. Der Lärm stammte von einer weißen Stretchlimousine, aus deren Dachfenster zwei dünne, blonde Mädchen hingen. Zu lauter und billiger Musik warben sie mit rudernden Armen für einen neu eröffneten Strip-Club.

Kein Grund zur Beunruhigung. Alles entsprach jenem Idealbild des fröhlichen, harmlosen und sicheren Wien, wie es seit Wochen von der Vizebürgermeisterin Marina Lohner propagiert wurde. Keine Gauner, Diebe oder Vandalen waren hier unterwegs, sondern durch die Nacht Wandernde, die dem nächsten Lokal oder der nächsten Party entgegenstrebten.

Eine Viertelstunde später querte Magdalena eine hektische Kreuzung. Wenige Schritte später erreichte sie den plump proportionierten Betonkoloss mit den vielen Balkonen, der von schamlosen Architekten in eine Lücke zwischen raffiniert geschmückte Altbauten geklotzt worden war. Wo der erste Bezirk abrupt endete und den Durchzugsstraßen Platz machte, hatten Magdalenas Eltern eine Garconniere für sie gemietet, als sie von Salzburg nach Wien übersiedelte. Anfangs bloß als Provisorium gedacht, hatte sich diese Lösung bald als ideal erwiesen. Einen Umzug in eine Wohngemeinschaft mit Studienkollegen hatte die pflichtbewusste Tochter deshalb nie ernsthaft erwogen. Sie besaß ihre eigene kleine Welt in der fremden Großstadt.

Einige Meter vom Hauseingang entfernt tastete sie in ihrer Handtasche nach dem Schlüsselbund. Das Tor war matt verglast, Licht drang nach draußen. Jemand musste die Beleuchtung im Treppenhaus eingeschaltet haben.

Magdalena war froh darüber. Zwar gefiel es ihr, so zentral zu woh-

nen. In der historischen Stadtmitte, mit all den alten Plätzen und Parks, den vielen Einkaufsmöglichkeiten, Theatern und Kaffeehäusern. Nur die Anonymität dieses Betongebäudes, dessen seelenlose und verwinkelte Korridore jegliche Hinweise auf die Existenz anderer Mieter schluckten, verstörte Magdalena gelegentlich.

Durch einen schmalen Flur ging sie zum Aufzug. Offenbar war zuletzt jemand genau in ihr Stockwerk gefahren. Nach kurzer Wartezeit stieg sie in die Kabine und drückte auf die entsprechende Taste. Mit lautem Getöse rumpelte der in die Jahre gekommene Lift hinauf in die fünfte Etage.

Als Magdalena aus dem Aufzug trat, wurde es schlagartig dunkel. Vorsichtig tastete sie sich bis zum Schalter, dessen matt leuchtendes Zentrum in der Dunkelheit nur schwer zu erkennen war. Grell flammten die Leuchtstofflampen wieder auf. Zugleich hörte sie ein dumpfes, wetzendes Geräusch. In der Annahme, dies sei die Aufzugstür gewesen, ignorierte sie es und wandte sich nach links.

Es waren noch sechs Meter bis zu ihrer Wohnungstür. Den passenden Schlüssel hielt sie fest in der Hand. Erneut vernahm sie das dumpfe Geräusch, ohne es exakt lokalisieren zu können.

Das müsse wohl, vermutete Magdalena, die Person sein, die vor ihr das Haus betreten hatte. Sie steckte den Schlüssel ins Schloss. In diesem Moment empfand sie instinktiv das Bedürfnis, noch einmal in Richtung Aufzug zu schauen. Im Gegenlicht der Deckenbeleuchtung sah sie eine schwarze Gestalt, die sich als Silhouette wie ein Schattenriss vom schmutzigen Weiß der Wände abhob.

Die Gestalt war groß und verharrte reglos in ihrer Position, wie eine Schaufensterpuppe. Ein überraschend langer, spitz auslaufender Arm stand auf seltsame Weise vom Körper ab.

Magdalena überlegte, ob es sich um jemanden handelte, den sie kannte. Der Arm zog sie in seinen Bann. Ihre Augen richteten sich vor allem auf die spitze Hand. Ihr Blick wanderte zum Kopf, dessen Ausmaß sie erstaunte. Bis sie den Motorradhelm identifizierte. Auch die Hand verlor ihren Zauber. Ein großes und langes Messer war es, das sie so spitz wirken ließ.

Die Gestalt löste sich aus ihrer Starre. Wie in Zeitlupe bewegte sie

sich vorwärts, die Körperhaltung blieb unverändert. In diesem Moment verstand Magdalena, was hier vorging.

Die Angst, die sie mit einem Mal erfasste, fror sie regelrecht ein. Magdalena wollte den Schlüssel im Schloss umdrehen, um in die rettende Wohnung zu flüchten, aber das gelang ihr nicht. Wie gelähmt war sie, obwohl sie ihren Gliedmaßen intensiv befahl, zu funktionieren. Sie öffnete ihren Mund, um zu schreien, doch aus ihrer Kehle drang nur ein dumpfes Krächzen, als hätte sich plötzlich alles in ihr versteinert. So stand sie da, während die in schwarzes Leder gekleidete Gestalt näher kam.

Magdalena wurde mit dem Rücken gegen die Wohnungstür gepresst. Die Hand mit dem Messer fuhr auf sie ein. Und gleich noch einmal.

Den Schmerz bemerkte Magdalena nicht sofort. Doch sie spürte das warme Blut, das aus ihrem Oberkörper strömte. Eine große, geradezu siedende Hitze erfüllte sie. Sie blickte auf den Motorradhelm und sah sich selbst in dessen Visier gespiegelt. Ihre panische Starre machte einer Art Krampf Platz. Die Hand der schwarzen Figur hob sich und stach erneut zu.

Magdalenas Gedanken rasten. Zugleich versuchte sie, Haltung zu bewahren. Sie wollte nicht nachgeben. Nicht schwach sein. Nicht zum Opfer werden. Nicht schon wieder.

Obgleich sie sich mit allen Kräften bemühte, schaffte sie es nicht, aufrecht stehen zu bleiben. Weitere Stiche trafen ihren Oberkörper, das Blut floss aus den Wunden und wurde von ihrem blauen Kleid aufgesaugt.

Schließlich krümmte sie sich nach unten. Ihre Beine gaben nach.

Plötzlich begriff Magdalena Karner, warum sie sterben sollte. Und sie versuchte, die Wahrheit in die Welt hinauszubrüllen, um alle wissen zu lassen, was da einst gewesen und was nun war. Dass sie an jenen dunkelsten Punkt ihres Lebens zurückkatapultiert worden war, den sie für immer hinter sich gewähnt hatte.

*

Die Männer taxierten die schlanke blonde Frau. Sie starrten sie an, verfolgten sie mit Blicken. Ganz unverhohlen, frech und aufdringlich.

Bei ihrer Ankunft am Flughafen Wien trug Lily Horn einen faltigen grauen Kapuzensweater, dazu schmutzigeblaue Jeans und fleckige Sneakers, die vor Jahren einmal froschgrün gewesen sein mussten. Ihre Augen waren klein vor Erschöpfung, das Gesicht und die Lippen wirkten blass, geradezu farblos. Die knapp schulterlangen Haare hatte sie zu einem unordentlichen Schwanz gebunden, der eigenwillig vom Kopf abstand. Keine oberflächlichen Effekte erregten das Interesse der gaffenden Männer, sondern die fließenden Bewegungen der jungen Frau, ihr federnder Gang, der selbstbewusst gereckte Hals, die entschlossene und abweisende Miene.

Am Rooseveltplatz, im neunten Bezirk, stieg Lily Horn aus dem Taxi. Ihr fiel auf, dass der Medikamentencocktail seine Wirkung noch nicht ganz eingebüßt hatte. Gehen konnte sie problemlos, auch die Fähigkeit, klar zu denken, war ihr nicht abhandengekommen. Aber ihre Emotionen befanden sich unter einer dichten, dämmenden Schicht. Sie empfand nahezu nichts, nur Ruhe und Gelassenheit. Angst oder Anspannung schienen nicht zu existieren.

Niemals hätte Lily die Reise ohne die Medikamente überstanden. Eine befreundete Ärztin, die selbst unter heftiger Flugangst litt, hatte ihr vor einigen Jahren das Rezept für den Cocktail aus diversen Psychopharmaka gegeben. In ihrer Kindheit hatte Lily das Fliegen noch als mondänes, erregendes Abenteuer empfunden. Mit dem Einsetzen der Pubertät war sie von einem Gefühl ohnmächtigen Ausgeliefertseins erfasst worden, sobald die massiv einsetzende Schubkraft der beim Start aufheulenden Triebwerke die Passagiere in die Sitze presste. Nun, fünfzehn Jahre später und mit fast dreißig, genügte bereits der Gedanke an eine bevorstehende Reise mit einem Flugzeug und dessen enge, ausweglose Kabine, um Lily unruhig werden zu lassen.

Mit der emotionalen Betäubung konnte Lily leben. Zumal in diesem Moment, als sie vor dem großbürgerlichen, aus dem späten 19. Jahrhundert stammenden Wohnhaus mit seiner eleganten Stuck-

fassade stand. Sie mochte sich nicht ausmalen, was sie in komplett klarem und nüchternem Zustand gefühlt hätte.

Vor sechs Monaten und voller Hoffnungen hatte sie von hier aus die Reise nach New York angetreten. Beruflich hatte sich der Aufenthalt als Gewinn entpuppt, er hatte ihr einen Einblick in die Methoden der New Yorker Staatsanwälte verschafft. In privater Hinsicht war sie gescheitert. Weder einen Neuanfang noch ein Auseingehen in Freundschaft hatte sie bewerkstelligen können. Der Bruch und die nachfolgende Entfremdung hatten sich als unüberbrückbar erwiesen.

Vermutlich hätte sie sich nun als Verliererin gefühlt. Mehr noch als doppelt Gescheiterte. Ihr ursprüngliches Ziel war gewesen, nie mehr nach Wien zurückzukehren, allenfalls zu einem Besuch bei Freunden und für ein paar nostalgische Momente. Aber sie befand sich wieder hier und fast nichts hatte sich geändert. Was eine gute Basis für Enttäuschung, Einsamkeit und Verzweiflung gewesen wäre.

Nur verspürte Lily nichts dergleichen. Bereits die Ankunft am Flughafen hatte sie unberührt gelassen. Lediglich die warmen Temperaturen vor der Ankunftshalle hatte Lily mit einem Anflug von Erstaunen zur Kenntnis genommen und sich eilig ins klimatisierte Taxi geflüchtet.

Gelangweilt hatte sie während der halbstündigen Fahrt in die Stadtmitte vom Taxi aus das Riesenrad im Prater und den strahlend hell beleuchteten Turm des Stephansdoms registriert. Und als der Wagen angehalten hatte, war nicht der kleinste Hauch von Wiedersehensfreude in Lily aufgekommen.

Dabei war dies der einzige Ort auf der Welt, den sie als ihr Zuhause bezeichnet hätte. Am Rooseveltplatz war sie aufgewachsen, war vom Kind zur Jugendlichen und später zur jungen Erwachsenen gereift. Hier hatte sie zwischen den Sphären des Tags und der Nacht zu unterscheiden gelernt und begriffen, diese nicht zu vermischen oder gar zu verwechseln. Der Rooseveltplatz hatte sie gelehrt, dass es im Leben zwar ein gut sichtbares Grundgerüst gab, darüber hinaus jedoch immer noch eine andere, unbekannte, zur Entdeckung einladende Seite. Und keine dieser Seiten durfte auftrumpfen, denn sie

bedingten einander. So war der Rooseveltplatz gebaut, der zu drei Vierteln von zutiefst bourgeoisen, zugleich niemals auftrumpfenden oder übertrieben pompösen Gebäuden des späten 19. Jahrhunderts gebildet wurde. Die vierte Seite jedoch war offen, sodass der Platz ausflutete in das Grün des Sigmund-Freud-Parks, aus dem sich die filigrane neugotische Architektur der Votivkirche erhob, ohne im Geringsten bollwerkartig zu wirken.

Für Lily war der Rooseveltplatz ein mit unzähligen Erinnerungen besetzter, geradezu magischer Ort, dessen Ästhetik die Phantasie eines Filmausstatters eronnen haben könnte. Bei Tag erschien er seltsam verlassen und vernachlässigt, fast schon gemieden, was nur daran lag, dass hier kein Platz für Restaurants oder Geschäfte vorgesehen war. Des Nachts schließlich sank der Platz in einen tiefen Schlaf, um mit jenen, deren Sensibilität ausreichend entwickelt war, von all dem zu träumen, was sich hier zugetragen hatte.

So erging es Lily, als sie sich umwandte und den Blick panoramaartig über den Rooseveltplatz und den angrenzenden Park schweifen ließ. Gleich den aufblitzenden Bildern eines rasant abgespulten Films zuckten Erinnerungsfetzen durch ihren Kopf. Da waren die verschämten Gespräche mit einstigen Verehrern, erste Küsse und Umarmungen unter Bäumen oder im Schutz dunkler Hauseingänge. Die Parkbank, auf der sie mit Freundinnen ihren ersten Joint geraucht hatte. Und lebhaft entsann sie sich einer gefährlich schwankenden nächtlichen Heimkehr, erschwert und himmlisch erleichtert zugleich von zu viel Rotwein. Fünfzehn war sie gewesen und sehr froh über die nächtliche Leblosigkeit dieses Platzes, von dem sie, barfuß und die drückenden Schuhe in der Hand haltend, empfangen worden war wie von einem verständnisvollen Vater, der seiner Tochter in peinlichen Augenblicken keine unnötigen Fragen zumuten wollte.

Dem Taxifahrer spendierte Lily ein großzügiges Trinkgeld. Er transportierte die Koffer bis zum Hauseingang, stellte sie ab und streckte ihr unvermittelt eine mehrfach zusammengefaltete Zeitung entgegen.

»Die hab ich schon gelesen«, sagte er mit einem undefinierbaren slawischen Akzent.

Während der gesamten Fahrt war er schweigsam gewesen. Lily lächelte und nahm die Zeitung an sich. Der Fahrer lächelte zurück, wünschte ihr eine gute Nacht und setzte sich in seinen Wagen.

Das vertraute Haustor schloss Lily auf, als der Taxilenker seinen Mercedes startete. Mit laufendem Motor blieb er stehen, bis sich das schwere Tor wieder geschlossen hatte.

Sie betrat die schmale, mit dem Prunk einer untergegangenen Zeit ausgestattete Eingangshalle und schleppte das Gepäck über ein paar Stufen zum Aufzug. Zwei Minuten später und im dritten Stock des Hauses angelangt, öffnete sie die dunkelbraun lackierte Doppelflügeltür, die in die Wohnung führte.

Jedes Stockwerk wies zwei solche Türen auf, es lebten nicht viele Menschen in diesem Haus. Gegenüber logierte ein höchstens zwanzigjähriger Student mit rabenschwarzem Haar, der Sohn der eigentlichen Wohnungsbesitzerin. Vor einem Jahr hatte Lily ihm geholfen, als er, lediglich mit weiß-blau gestreiften Boxershorts bekleidet und ziemlich bekifft, frühmorgens bei ihr angeläutet hatte. Treuherzig hatte er behauptet, unversehens und ohne Schlüssel im Treppenhaus aufgewacht zu sein. Zwei Tage später hatte ihr der Student einen großen Strauß roter Rosen vor die Tür gelegt und eine romantische, mit schwarzer Tinte gemalte Danksagung beigefügt. Lily hatte nicht darauf reagiert, erstens aus Zeitmangel und zweitens war er nicht ihr Typ. Was ihn seitdem nicht davon abhielt, sie betont verschmitzt zu grüßen.

Nun war sie also in Wien und in ihrem Heim. Das war ihr Zuhause, ihre Zuflucht. Kein anderer Ort auf der Welt.

Eine Viertelstunde später lag sie entspannt ausgestreckt auf dem alten Ledersofa im karg möblierten Wohnzimmer. Eine auf die niedrigste Stufe gedimmte Stehlampe spendete mildes Licht. Ihr Handy hatte Lily an die B & O-Anlage angeschlossen, *Glory Box* von Portishead schallte durch die gesamte Wohnung. *Give me a reason to love you. Give me reason to be a woman.*

Lily hörte zu, empfand den Text als extrem passend und war überzeugt, dass nun andere, bessere Zeiten bevorstünden. Jemand sollte kommen, dem man solche Worte sagen konnte.

Fast überfallsartig war Lily von einer angenehmen Erschöpfung erfüllt worden. Darum hatte sie bloß das Allernötigste getan. Sie hatte den Strom angedreht, die Koffer geöffnet und zum Teil ausgeräumt, kurz geduscht, sich in einen alten Pyjama geworfen und sich ein Glas von dem Grünen Veltliner eingeschenkt, der leicht verstaubt in der Küche herumstand. Der Weißwein sollte die letzten widerpenstigen Gedanken bändigen, die durch ihr Gehirn geisterten. Zuvor hatte sie die Fenster zum Rooseveltplatz aufgerissen, frische Luft war hereingeströmt, Lily hatte den Wind vernommen, der die Blätter der Bäume zum Rascheln brachte, und aus der Ferne hatte sich ganz leise das Rauschen des Autoverkehrs gemeldet.

An ihrem Weinglas nippend blätterte sie unaufmerksam die Zeitung des Taxilenkers durch, die jüngste Ausgabe des Boulevardblatts *Clip24*. Lilys Müdigkeit setzte jeglicher Widerstandskraft zu. Nur deshalb schmiss sie die mit bunten Bildern und reißerisch formulierten Berichten aufwartende Zeitung nicht sofort weg. Und nur darum blieb ihr Blick an einem Kommentar der Herausgeberin Sasha Bonino hängen: *Täglich frage ich mich: Wann wird Vizebürgermeisterin Marina Lohner endlich gegen die wachsende Kriminalität vorgehen? Sie verspricht uns ständig mehr Sicherheit. Wir Frauen möchten atmen können. Und vor allem unsere Kinder. Die Zustände in Wien schreien zum Himmel. Clip24 fordert ultimativ: Ab sofort null Toleranz für Straftäter!*

Laut gähnend wunderte sich Lily, was die Wiener Vizebürgermeisterin mit der Kriminalitätsbekämpfung zu tun haben sollte. Als ob dafür nicht die Polizei zuständig wäre. Offenbar genügten ein paar Monate Abwesenheit von Wien, um das Verständnis für lokale Verhältnisse einzubüßen.

Im nächsten Moment entsann sich Lily eines riesigen Werbeplakats. Als das Taxi vor einer Ampel an einer Kreuzung im zweiten Bezirk hatte anhalten müssen, war es ihr aufgefallen. Das Plakat hatte aus einem Foto der gewohnt elegant gekleideten Vizebürgermeisterin bestanden, die einem uniformierten Polizisten die Hand schützelte und angestrengt in die Kamera lachte. Daneben hatten fette Lettern verkündet: *Unser Wien. Sicheres Wien.*

Offenbar existierten in Wien Probleme, die mit Marina Lohner und der Kriminalitätsrate zusammenhingen. Sasha Boninos Kommentar war gewiss nicht zufällig mit einem Bild illustriert worden, das die sonst attraktiv wirkende Vizebürgermeisterin mit vergrämter, zerfurchter Miene zeigte. Wobei ein Teil des Problems der Irrglaube Marina Lohners sein mochte, mit Slogans wie *Unser Wien. Sicheres Wien* die sorgfältig geschürte Hysterie aus dem Hause Bonino parieren zu können.

Lily verspürte nicht die geringste Lust, sich weiter damit zu befassen. Jedenfalls nicht jetzt. Missmutig wollte sie *Clip24* gerade in hohem Bogen von sich werfen, doch plötzlich hielt sie inne.

Sie sah etwas durch die Luft flattern. Es war ein Nachtfalter, der, vom Licht angelockt, seinen unerschrockenen Weg in Lilys Wohnung gefunden hatte. Dort taumelte er wie blind herum, krachte gegen die Decke, flog mutig weiter, kollidierte mit einem Schrank, danach mit der Deckenlampe, und ließ sich schließlich ermattet auf einer Zimmerwand nieder. Er hatte alle Widerstände überwunden und war angekommen.

Lily knüllte die Zeitung zusammen. Da kam ihr etwas in den Sinn. Sie wankte in den kleinen Raum neben der Küche. In der Ecke stand der vergammelte Schreibtisch. Lily riss die unterste linke Schublade heraus.

Alles war in Ordnung. Da lag die alte Beretta Cheetah ihres Vaters. Zärtlich berührte Lily die Pistole, als ginge eine besondere Kraft von ihr aus.

Noch sechsunddreißig Stunden waren zu überbrücken, bis Doktor Lily Horn in ihre frühere Rolle als Wiener Staatsanwältin schlüpfen würde. Bis dahin wollte sie Albine treffen, Musik hören und Grünen Veltliner trinken. Und an nichts mehr denken, sondern die Augen schließen, den Moment genießen und das Rauschen der Blätter im sanften Wind hören.

Hinter einem Baum nahe der Votivkirche trat ein dunkel gekleideter Mann eine Zigarette aus und machte sich auf den Weg. Gemächlich, als befände er sich auf einem nächtlichen Spaziergang, begann er in Richtung Universitätsstraße zu schlendern. Dabei kramte er das

Handy aus der Gesäßtasche. Das Fenster im dritten Stock hatte er lange genug beobachtet, um seiner Sache gewiss zu sein.

Die Zielperson war eingetroffen.